

## Kritik RADIO DRS 2, 26.05.2012 von Kaa Linder

Sebastian Krähenbühl, 38 Jahre alt, steht auf der Bühne und unterhält sich mit seiner Grossmutter deren Videobild auf eine Leinwand aus Leintüchern projiziert ist. Die Unterhaltung ist harzig, denn das Gedächtnis lässt die alte Frau immer wieder im Stich. Dann fällt ihr zum Beispiel nicht mehr ein mit wem sie da gerade redet:

„Wotsch es wüsse?“

„Ja.“

„Ich heisse Sebastian.,“

„Sebastian, wie wieter?“

„Krähiebüehl.“

„Krähiebühel, Sebastian Krähiebühl“

Die Begegnungen von Enkel Sebastian und Grossmutter Silvia sind heiter und tragisch in einem. Wenn die beiden sich gerade zu verständigen beginnen reisst der Faden gleich wieder ab, oder man verheddert sich im Absurden, etwas wenn die gelernte Gärtnerin sich in ihrem Garten wähnt und über die unterschiedlichen Bedürfnisse der Pflanzen nach Wasser und Sonne rätselt. Diese kurzen Videosequenzen sind Auftakt und Abschluss einer grossen Spurensuche. Der Enkel ist auf den Estrich gestiegen um die Leintücher über der Vergangenheit buchstäblich zu lüften. Auf der Bühne kommt zwischen Holzkisten Küchenmobiliar und einem Grammophon, die akribische Dokumentation eines Frauenlebens mit Jahrgang 1918 zum Vorschein. Schubladen voller Tagebücher, handgebundene Hefte und stapelweise Briefe. Zum Beispiel der Briefwechsel zwischen der tanzverrückten Silvia und einem Buben aus der Jugendbewegung Wandervogel, dem der Volkstanz körperlich suspekt ist, was Silvia elegant zu kontern weis:

„Ihr Buben müsst den Tanz auch verstehen lernen, das kann man nur richtig wenn man selber tanzt, wenn ihr dabei glaubt die Distanz zu uns Mädchen nicht wahren zu können, so tanz halt in einem Bubenring.“

Silvias Sprachbegabung, ihr Selbstbewusstsein und ihre differenzierte Wahrnehmung hätten aus ihr, der Tochter aus guten Zürcher Hause, durchaus eine Künstlerin machen können, doch es kam anders. In den Kriegsjahren hilft Silvia auf dem Rebberghof aus, wo sie das krampfen und den Bauernsohn Werni lieben lernt. Sie heiratet und schuftet sich fast zu Tode:

„Es tut mir alles weh der Hals, wo es mich jeweils würgte, im Oberbach und um den Bauchnabel ein Klemmen und Plagen, im Unterbauch wie Steine, dazu im linken Kreuz und im rechten Ohr rupfen und plagen. Ich bin elend müde ich quäle mich herum und denke das ist die reinste Folter.“

Sebastian Krähenbühl geht in der Regie von Lukas Bangerter ganz nahe heran an diese Frau, von der er am Schluss leise sagt er habe sie nie richtig gemocht. Und er geht den Verwerfungen in ihrer Biographie so furchtlos nach, als müsste er dabei etwas über seine eigene erfahren. Mal staunt er, mal schüttelt er den Kopf, mal redet er sich in rage. Doch ist die Auseinandersetzung mit der ihm letztlich fremden Grossmutter aufrichtig und von einer emotionalen Grosszügigkeit die beeindruckt, weil der Schauspieler sie immer wieder in Theater übersetzt. Zum Beispiel wenn er das dozieren von Düngerkunde zu einem Walzertanz ausarten oder einen Briefwechsel als Dialog zweier Nachttischlitüren stattfinden lässt. Die Bedürfnisse der Pflanzen von und mit Sebastian Krähenbühl ist ein wundervolles Solostück über die Flüchtigkeit des Lebens, über die Schönheit des Vergessens und die Erinnerung, die ist wie ein Gewächshaus, in dem noch im ärgsten Winter die Kletterrosen Variationen tanzen.